In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 120. | Posen, den 26. Mai 1928. | 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von **Vicente Blasco Ibanjez.**

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

26. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Drei oder vier, mit gewandten Manieren, besonders gut angezogen und stets frisch rasiert, begleiteten Gallardo manchmal auf seinen Spaziergängen in der Hoffnung, zum Essen eingeladen zu werden.

„Mir geht es ganz gut, Maestro," flunkerte ein hübscher Junge. „Man kommt ja wenig in die Arena bei den schlechten Zeiten, aber mir hilft mein Gönner, der Marquis von Moraima. Sie kennen ihn wohl."

Und während Gallardo etwas eigentümlich lächelte, suchte der niedliche Torero in seinen Taschen.

„Er schätzt mich sehr . . . Sehen Sie, was er mir aus Paris mitgebracht hat."

Dabei hielt er ihm ein Zigarettenetui hin, auf dessen Deckel über einer zärtlichen Widmung zwei Emailleengel ihr rosiges Fleisch zeigten.

Andere wieder, stattliche arrogante Burschen mit dreisten Augen, sprachen dem Espada ganz ungeniert von ihren Liebesabenteuern.

Bei schönem Wetter gingen sie auf Raub aus — vormittags, wenn die Erzieherinnen der vornehmen Häuser ihre Zöglinge auf der Castellana-Promenade spazieren führten. Englische Misses und deutsche Fräuleins, die nach Madrid gekommen waren, den Kopf voller phantastischer Ideen über dieses romantische Land, und jeden hübschen, glattrasierten Mann im breitkrempigen Hut für einen Torero hielten.

„Wissen Sie, Maestro, diese Mädchen sind so fade, wie Brot ohne Salz. Wenn Sie ihre großen Füße und das flachsgelbe Haar sähen! Kein Wort verstehen sie von unserer Sprache, und was man auch sagen mag, sie lachen unausgesetzt, zeigen schneeweiße Zähnchen und reißen die Augen auf. Aber das Zeichen des Geldzählens kennen sie, und da man Caballero ist, sich auch, Gott sei Dank, immer gut benimmt, so geben sie einem gern das Geld für Zigaretten und kleine Ausgaben. Ich habe jetzt drei an der Hand.

Dann gab es noch eine Kategorie, die sich den ausländischen Varietékünstlerinnen widmeten, lebhaften Französinnen mit Stupsnäschen, deren ätherische Schlankheit unter den wippenden Rüschen ihres Röckchens kaum etwas Greifbares bot; massiven Deutschen, blond und imposant wie Walküren; Italienerinnen mit schwarzem, öligem Haar, brünettem Teint und tragischem Blick.

Wie eine Klette aber hing an dem Espada ein Wirt aus der Vorstadt, ein untersetzter, muskulöser Galicier mit kurzem Hals und rotem Gesicht, dem sein Sonntags von Dienstmädchens und Soldaten besuchtes Tanzlokal ein kleines Vermögen eingebracht hatte.

Sein Ehrgeiz war, aus seinem einzigen Sohn, einem bleichsüchtigen, schwächlichen Jüngling, einen großen Matador zu machen.

„Der Kleine hat Anlagen, Senjor Juan, denn darin kenne ich mich aus. Einen ganzen Haufen Geld verwandte ich schon, um ihn vorwärts zu bringen, aber was ihm fehlt, ist ein berühmter Protektor. Wenn Sie eine Corrida mit Jungstieren, in der mein Junge ein oder zwei Stiere töten dürfte, präsidieren wollten, strömte ganz Madrid zur Plaza. Für die Unkosten komme ich natürlich auf."

Aus dieser Bereitwilligkeit, für alle Unkosten aufzukommen, waren dem braven Schankwirt schon große Verluste erwachsen. Doch sein Geschäftssinn tröstete sich mit den Rieseneinnahmen der Zukunft.

Der arme Bengel, der wie alle Jungen, für Stierkämpfe geschwärmt hatte, wurde zu einem Opfer des väterlichen Enthusiasmus, dessen unerschütterlicher Glaube an die Berufung seines Sohnes zum Torero jeden Tag neue Fähigkeiten in ihm entdeckte. Seinen Kleinmut nahm er für Faulheit, seine Angst für fehlenden Ehrgeiz. Ständig umwimmelte den Kneipwirt ein Schwarm von Parasiten, die ihn mit guten Ratschlägen überhäuften, um dafür gratis zu trinken und ihn gelegentlich anzupumpen.

Ohne den Sohn nach seiner Meinung zu fragen, organisierte er Corridas in Tetuan und Vallecas, obskuren Plazas, wo jeder, der Lust verspürte, sich vor ein paar hundert Zuschauern von einem Stier auf die Hörner nehmen oder unter die Füße treten lassen konnte. Aber nicht umsonst! Der Pächter der Arena stellte sie nur gegen Vorausbezahlung aller Sitze zur Verfügung.

Der wackere Vater verteilte die Billetts unter seinen Anhang, formierte auch eine Cuadrilla aus den Zopfträgern an der Puerta del Sol, die in ihren Straßenanzügen auftraten, während sein Sohn in einem blendenden Torerokostüm paradierte.

„Siebentausend Reales hat es gekostet, vom besten Schneider Madrids gearbeitet. Darin muß der Junge doch etwas leisten können . . ."

Während der Corrida blieb der tüchtige Wirt in dem Gang hinter der Barriere, um den Torero durch seine Gegenwart und einem mächtigen Knüppel anzufeuern. Ruhte der Junge mal an den Schranken aus, so reckte sich über ihn sofort das rote, gedunsene Gesicht seines Vaters und der Knopf des dicken Spazierstockes.

„Gebe ich mein Geld dafür aus, daß du dir zufächelst, wie eine Senjorita? Marsch in die Mitte, und leiste was . . . Ah, wenn ich jünger und leichter wäre! . . ."

Aber das Schlimmste sollte für den armen Torero noch kommen: die Rückkehr nach Hause.

„Hier hast du deinen Lümmel!" fuhr der Alte seine ängstlich herbeieilende Frau an. „Wie ein Klotz stand er in der Arena."

Wieder hob sich der schreckliche Knüppel, so daß der in Seide und Gold gekleidete Jüngling, der noch vor kurzem zwei Jungstiere ermordet hatte, einen Arm schützend vor den Kopf legte. Die Mutter trat dazwischen.

„Aber siehst du nicht, daß er verwundet ist?"

„Verwundet?" wiederholte ihr Mann mit Bitterkeit, „das gibt es nur bei echten Toreros. Wasch dem Ferkel die Hosen aus, dann weißt du, was ihm passierte."

Doch nach wenigen Tagen kehrte sein Vertrauen in die Zukunft zurück. Sogar berühmte Matadore hauten mal daneben. Also weiter in der Karriere! Und schließlich gelang es ihm, seinen Sohn in einer Corrida

mit Jungstieren in der Plaza von Madrid auftreten zu lassen, wo der Zufall es wollte, daß der Junge recht und schlecht zwei Tiere tötete, vom Publikum, dank den reichlichen Freibilletts, warm applaudiert.

Als der Espada die Plaza verließ, erschien sein Vater an der Spitze einer lärmenden Schar. Alles, was draußen herumlungerte, hatte er zusammengetrommelt — eine halbe Peseta pro Kopf, dafür mußten sie schreien: „Vive el Manitas!"

Der Manitas, noch bebend von der erst überstandenen Gefahr, wurde im Triumph heimgebracht. Doch wehe, wenn die Ovationen abschwächten. Sofort eilte der Alte, erbost wie ein Käufer, der schlechte Ware erhält, an die Spitze des Zuges, um die Begeisterung von neuem zu entfachen: „Vive el Manitas!" . . .

„Auf den Schultern trugen sie ihn nach Hause, gerade wie es Ihnen, Senjor Juan, so oft passiert, womit ich aber bei Gott keinen Vergleich anstellen will. Ach, wenn Sie ihn doch ein wenig protegieren wollten!"

Und um ihn loszuwerden, gab Gallardo vage Versprechen für den Herbst.

Eines Abends, als der Espada in die Calle de Alcala einbog, prallte er überrascht einen Schritt zurück. Aus einem Wagen vor dem Hotel de Paris stieg eine blonde Dame . . . Donja Sol! Ein Herr, anscheinend ein Ausländer, reichte ihr helfend die Hand, wechselte noch einige Worte mit ihr und ging dann weiter, während sie das Hotel betrat.

Kein Zweifel, es war Donja Sol! Und kein Zweifel an der Art ihrer Beziehungen zu dem Fremden. So hatte sie auch ihn angesehen, so auch ihm zugelächelt bei ihrem Ritt über die stillen, von dem sanften Rot der untergehenden Sonne beleuchteten Weiden Andalusiens.

In sich gekehrt, verdrossen, saß der Matador noch einige Stunden mit seinen Freunden beisammen. Er verbrachte eine unruhige Nacht. Als er aufstand, drang durch die Balkonfenster das graue Licht eines trüben Tages. Mit Schneeflocken gemischter Regen fiel. Alles schwarz: der Himmel, die Hauswände gegenüber mit den tropfenden Regentropfen, unter ihm das schmutzige Straßenpflaster, die wie Spiegel blitzenden Verdecke der Wagen und die eilenden Kuppeln der Regenschirme.

Elf Uhr. Ob er Donja Sol besuchte? . . . Warum nicht? Am vergangenen Abend hatte er diese Idee als eine Erniedrigung zornig zurückgewiesen, aber über Nacht war sein Wille schwach geworden.

„Warum nicht?" wiederholte er laut und fuhr, seine Inkonsequenz entschuldigend, fort: „Was kann ich für meine Treue? "

Ah, diese Frau! . . Als er sie verlor, zerbrach sein Leben. Sie, nur sie trug die Schuld an seinem Versagen in der Arena. Mit ihr mußten die Zeiten des Ruhms wiederkehren. Aber würde sie zu ihm zurück wollen?

Vielleicht war sein Wunsch, sie zu sehen, eine jener spontanen Eingebungen, die ihn so oft in der Arena gerettet hatten. Wenn Donja Sol ihn jetzt nach so langer Trennung sehen würde, wer weiß! . . . Und Gallardo ging, auf sein gutes Glück bauend, zu dem nahe gelegenen Hotel de Paris.

Mehr als eine halbe Stunde mußte der Matador in einem Sessel des Vestibüls unter den neugierigen Blicken der Angestellten und Hotelgäste warten, bis ihn ein Page zum Fahrstuhl bat und zu einem Salon im ersten Stock führte. Durch die Fenster sah er auf die düstere Puerta del Sol und den weiten Platz, dessen blinkender Asphalt endlose Reihen Autos und Straßenbahnwagen mit lärmenden Signalen kreuzten, um die regengepeitschten Fußgänger zu warnen.

Eine Tapetentür öffnete sich. Seidenrauschend, in einem exotischen Kimono und goldenen Pantoffeln, ganz wie bei seinem ersten Besuch in ihrem Hause, erschien Donja Sol. Schön wie in Sevilla! Nein, noch schöner, noch verführerischer nach dieser langen Trennung.

„Wie geht es Ihnen Gallardo? . . . Ich sah sie neulich "

Sie! . . . Dieses kalte, höfliche „Sie", das ihn mit irgendeinem ihrer Bekannten auf die gleiche Stufe stellte, brachte den Espada zur Verzweiflung.

Donja Sol erzählte, daß sie mit einem Ausländer, dem sie Spanien zeigen wollte, seine erste Corrida in Madrid besucht hätte.

Dann saßen beide da, ohne zu wissen, wovon sie reden sollten.

„Ihr Unfall damals war wohl ohne Bedeutung?" brach Donja Sol nach einer Weile das Schweigen.

Gallardo empörte der gleichgültige Ton, mit dem sie fragte. Und er? Er hatte in jener Zeit, als er zwischen Leben und Tod schwebte, nur an sie gedacht . . . Unwirsch berichtete er von seiner schweren Verwundung, auch von der langen, den ganzen Winter währenden Rekonvaleszenz.

Mit gemachtem Interesse hörte sie zu, doch die Augen verrieten ihre Teilnahmslosigkeit. Was gingen sie auch die Unfälle dieser Toreros an? Das brachte schließlich sein Metier mit sich.

Als Gallardo auch auf die in der Rinconda verlebte Erholungszeit zu sprechen kam, trat ein Bild der Vergangenheit vor seine Augen, das Bild eines Mannes, den sie zusammen dort gesehen hatten.

„Plumitas! Erinnern Sie sich seiner noch? Er wurde erschossen."

„Ah, dieser plumpe Bauer, der mit uns frühstückte? Im Grunde weiter nichts als ein gemeiner Wegelagerer! Erst in der Entfernung erkennt man den wahren Wert an allem."

„Armer Plumitas!" meinte Gallardo. „Mit welcher Rührung nahm er beim Abschied Ihre Rose entgegen! . . ."

In Donjas Sol lag aufrichtiges Erstaunen.

„Sind Sie sicher? Ganz sicher? Ich schwöre Ihnen, daß ich nichts mehr davon weiß . . . O, dieses sonnige Land mit seinem berauschenden Zauber! Diese Torheiten, die man dort begeht! . . .

Ihre Stimme klang, als schämte sie sich ein wenig. Doch gleich darauf lachte sie:

„Wahrscheinlich verwahrte dieser arme Bursche meine Rose bis zum letzten Moment, nicht wahr, Gallardo? Sagen Sie nicht nein. Die einzige Blume, die man ihm in seinem ganzen Leben schenkte . . . Und möglicherweise fand man auf seiner Leiche die vertrocknete Rose, ein mysteriöses Andenken, das niemand erklären konnte . . . Wissen Sie darüber nichts, Gallardo? Stand nichts in den Zeitungen? . . . Schweigen Sie, zerstören Sie mir nicht meine Illusionen. So war es! Ich muß es meinem Freund erzählen, der über Spanien zu schreiben beabsichtigt."

Die Erinnerung an Plumitas stimmte den Espada traurig. Mit Augen, die um Mitleid flehten, blickte er die schöne Frau an.

„Donja Sol! . . . Donja Sol!" murmelte er, als wollte er ihr die Grausamkeit ihres Handelns vorwerfen.

„Was gibt's, mein Freund?" fragte sie lächelnd. „Was haben Sie?"

Durch die Ironie, die in ihren Augen aufflackerte, eingeschüchtert, senkte Gallardo den Kopf. Plötzlich aber richtete er sich auf, wie jemand, der einen Entschluß gefaßt hat.

„Wo waren Sie während all dieser Zeit, Donja Sol?"

„In der Welt herum. In einer Anzahl von Städten, die Sie nicht einmal dem Namen nach kennen."

„Und dieser Ausländer ist, der Sie begleitet? . . .?"

„Ein Freund," antwortete sie kühl. „Ein Freund, der so gütig ist, mich zu begleiten und dabei die Gelegenheit wahrnimmt, Spanien kennen zu lernen — ein Mann, der sehr viel gilt und einen berühmten Namen trägt. Sobald er die hiesigen Museen besichtigt hat, gehen wir nach Andalusien. Was wünschen Sie noch zu wissen?"

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Käfer.

Ein Märchen von G. Voigt.

Es war einmal ein kleiner Käfer, ein kleiner, unscheinbarer, graubrauner Laufkäfer. Er war sehr bescheiden, und jeder sah ihn über die Achsel an.

„Du dummer Käfer," sagten die Leute, ohne weiter über ihre Worte nachzudenken. Das muß man aber gewohnt werden im Leben, und dem kleinen Laufkäfer war es auch recht gleichgültig. Er lebte ganz zurückgezogen und träumte still für sich hin.

Ganz sonderbare Träume waren es.

Er flog in ihnen der goldenen Sonne zu, geradewegs in den blauen Himmel hinein und schaute über die hohen, grünen Baumwipfel. Gar zu gern hätte er gewußt, was hinter ihnen verborgen lag, aber mit seinen unbeholfenen, stolpernden Beinchen konnte er solch eine Reise nicht wagen. Und da stiegen tausend Wünsche aus seinem kleinen Herzen, und der sehnlichste Wunsch, den er am liebsten und immer wieder träumte, war: eine Libelle zu sein, frei zu schweben, ungebunden durch einen häßlichen, schwerfälligen Körper; zu fliegen, wohin man möchte, zu sehen, was man zu sehen ersehnt. —

Unter einem Stein am großen stillen See wohnte der kleine Käfer, an einem Waldsee, in dem sich der Himmel spiegelte. Weiße Wolken zogen wie Schleier darüber, und die Bäume nickten von allen Seiten lustig hinein. Der Wind kräuselte die Wasserfläche ein wenig und lief hurtig weiter, den Schall trillernder Vogelstimmen aus dem Schilf mit sich forttragend. Die Sonne aber strahlte und blinkte im See, und ein Sommertag war ebenso schön wie der andere. — Eines Morgens nun war der kleine Käfer recht verdrossen, weil er zu lange vor sich hin geträumt hatte.

Tief seufzend kroch er unter seinem Stein hervor, um zur Morgenwäsche an den Strand hinunter zu krabbeln. Sonnenwarm war das Gras.

„Guten Morgen, Käferlein," rief vergnügt eine kleine Welle, die zum hunderttausendsten Male gerade eben an den Strand spülte und das reizende, weiße Köpfchen anmutig auf den Strand bettete.

„Willst du dein schönes, graubraunes Panzerlein schrubben, damit du den holden Käferfräulein gefällst?"

„Ach, geh mir doch mit denen," rief der kleine Käfer, „sie sind langweilig, ich habe nichts mit ihnen zu schaffen."

„Was tust du denn nur allein den ganzen Tag?" fragte die Welle erstaunt, „das muß doch recht wenig vergnüglich sein."

„Du fragst recht viel, liebe Welle, aber weil ich eben gegen meine Gewohnheit rede, so will ich's dir erzählen, was ich treibe. Ich träume nämlich lauter wundervolle unerreichbare Träume. Weißt du, ich träume dann, eine Libelle zu sein und mit feinen durchsichtigen Flügeln weit über das Land zu fliegen. Tief hinein in den blauen Himmel und der Sonne näher. Dann flöge ich auch über die Baumwipfel hinweg und könnte alles, alles mit eigenen Augen sehen, was wohl dahinter verborgen liegt. Es muß schön sein, unbehindert, losgelöst von aller Schwere über allem zu schweben, mitten in den hellen Sonnenstrahlen."

Er hatte eifrig geredet und hielt nun plötzlich inne, als bedrücke es ihn, davon noch weiter zu sprechen.

„Und wenn ich dir nun helfen könnte, kleiner Träumer?" fragte die Welle.

„Ach, spotte nur, du hast ein Recht dazu," erwiderte er. „Warum erzähle ich Narr auch, was man besser für sich behält."

„Ich spotte nicht, denn unser See birgt manchen Zauberspruch, und auch deinen Wünschen schafft er Erfüllung. Ich kann dir helfen, doch gibt es aus dem ersehnten Körper keine Rückkehr zur alten Gestalt, und noch ehe der Abend kommt, mußt du sterben. Nehmen und geben kann ich, doch was ich einmal genommen habe, bleibt in die Tiefe des Sees versenkt. Bedenke nun, daß du allein die Folgen deines Tuns auf dich nehmen mußt, und dann entscheide. Du mußt mit den letzten Strahlen der sinkenden Sonne in Staub vergehen. Nutze die Zeit gut, die dir bleibt, dann ist dein kurzes Leben reich, und du wirst wunschlos vergehen. Verlierst du dich aber vor Freude über tändelndes Spiel, so wird mit den letzten Sonnenstrahlen die Erkenntnis deiner Unwürdigkeit dich hundert qualvolle Tode sterben lassen. — Antworte mir jetzt nicht, ich weiß es ja, wie sehr dein Herz jubelt, der Erfüllung seiner Träume nahe zu sein."

„Quax, quax," rief ein kleiner Frosch, „welch fürchterliche Gespräche. Wenn die Sonne scheint, denkt man doch nicht an den Tod. Ich verstehe euch nicht, nein, ich verstehe euch wahrhaftig nicht!"

„Du bist ja auch ein Frosch," erwiderte der kleine Käfer, „und Frösche verstehen manches nicht, das wundert mich schon lange nicht mehr."

Da guckte der kleine, braune Frosch den Käfer über alle Maßen erstaunt und entrüstet an, und seine schwarzen Augen krochen förmlich zu beiden Seiten aus dem Kopf heraus vor lauter Verwundern. Dann aber schnappte er heftig nach Luft und sprang mit einem riesigen Satz über den kleinen Käfer und die kleine anmutige Welle hinweg geradewegs in den stillen Waldsee hinein. Er tat es in der Erregung, denn eigentlich wollte er gar keine Wasser-, sondern eine Landpartie machen, aber die Erregung kann den Allerbesten vom rechten Wege abbringen.

„Ich werde müde, kleiner Freund, und möchte ausruhen im See, bis ich zur neuen Reise gerufen werde," flüsterte die Welle. Merke nun gut, was ich dir zum Abschied sage! Wenn du einen Tropfen aus den Wassern dieses Sees trinkst und dich dabei mit aller Macht deines Herzens sehnst, eine Libelle zu werden, so erwachst du nach tiefem Schlaf als schlankes, buntschillerndes Wesen. Ueberlege dir den Schritt wohl und schilt mich nicht, wenn dein Leben anders endet, als du erhofft. Ich gebe dir ja nur die Möglichkeit, unendlich glücklich zu werden. Du entscheidest allein, ob du den Weg aufwärts wählst, den Gefahren trotzend, oder ob du weiter träumen willst. Träumen von der Erfüllung deiner Wünsche. Leb wohl und vergiß das nicht."

Das feine Schaumköpfchen sank müde in den weißen Sand, und die kleine Welle, die schon hunderttausendmal den Strand hinaufgelaufen war, verschwand spurlos.

„Wie klug sie sprach," dachte der Käfer, „aber ich muß es wagen. Mein Herz jubelt und drängt zum Licht empor, und ich gebe mein Leben leicht um eine Stunde der Erfüllung."

Er sah noch einmal in die Sonne, in den strahlenden Himmel, dann neigte er das Köpfchen und zog einen klaren Wassertropfen aus dem feuchten Moos, während sich sein Herz nach dem Glück sehnte.

Und er erwachte aus tiefem Schlaf, wie ihm die Welle verheißen hatte.

Der Panzer war verschwunden, der Leib lang und geschmeidig und bläulich schillernde Flügel zitterten an den Schultern. Wie ohne eigenen Willen zog der Körper die Luft ein, begannen die schimmernden Propeller zu arbeiten, und halb noch im Schlaf, halb schon erwacht, glitt die schöne Libelle am Ufer des Sees entlang.

Die Erinnerung kam allmählich zurück, und sehnsüchtig schauten die glänzenden, schwarzen Augen in die Pracht umher.

„Goldene Sonne, blauer Himmel, ich fliege euch näher."

Wie ein Pfeil schoß die Libelle über den glitzernden See. Doch plötzlich blieb sie unbeweglich stehen und sah voll Entzücken ihr Spiegelbild im Wasser.

„Wie schön bin ich," lachte sie.

„Ja, du bist schön," nickten die Wasserrosen.

„Ja, sie ist schön, wie ein Traum," stimmten die Wassermücken ein, und von weitem riefen grünlich schillernde Libellen:

„Komm, spiele hier mit uns über dem hellen Wasser, du bist die schönste in unserem Kreis!"

„Was Ihr nur denkt! Ich will der Sonne entgegen und weit über die hohen Bäume hinausfliegen. Vieles möchte ich sehen und vieles wissen!"

„Wozu brauchst du das Wissen, lebe mit uns. Wir spielen Haschen, setzen uns auf die feinen, duftenden Blüten und trinken das Sonnengold aus ihren Kelchen. Sieh, nun liegt der See ganz still, als wolle er dir und deiner Schönheit huldigen."

„Du bist wie aus bläulichsilbernem Mondlicht gewebt," flüsterte die Wasserrose.

„Besinnst du dich noch? Kommt, Freunde, umschließt die Schönste der Schönen im Reigen."

Auf und ab schwebten die Libellen in sinnverwirrendem Tanz, bis die bläulichen Schwingen sich einfügten in den Reigen und dem Köpfchen die Sehnsucht nach dem Wissen entschwand. Nichts blieb als ein eitles, schillerndes, tanzendes Alltagswesen.

Bis die Sonne glühend hinter den Bäumen versank, schwebte die Libelle mit ihren Gefährten in tändelndem Spiel. Mit den letzten Strahlen aber kehrte die Erinnerung zurück, und die großen, schwarzen Augen starrten entsetzt in die beginnende Finsternis.

Fort war die Sonne, der blaue Himmel umwölkt, die hohen Bäume düster und drohend.

Da wußte die schöne Libelle, daß sie ihr Leben verspielt hatte und die höchste Erfüllung ihrer Träume niemals mehr kommen könnte.

Sie wollte vor dem Tode fliehen, wollte noch leben, um einzuholen, was sie versäumt, aber die zarten Schwingen versagten den Dienst, und von Reue gequält versank der schlanke Leib in die Tiefe.

Die weiße Wasserrose fing ihn auf in ihrem Kelch und schloß dann leise die Blütenblätter, das leidvolle Sterben vor der Nacht verbergend.

(Vorstehende Erzählung von Greta Voigt wurde mit besonderer Genehmigung des Verlages Ernst Oldenburg, Leipzig, dem hübschen Buche „Sonnengold" entnommen. Preis gebunden 2 Reichsmark.)

Die Bahn durch die Sahara.

Von Dr. Hans Seydewitz.

Die neue französische Kammer wird wahrscheinlich unter ihren ersten Aufgaben endgültig die Frage der Bahn durch die Sahara lösen müssen. Die öffentliche Meinung in Frankreich fordert seit Monaten die Inangriffnahme des Baues der Trans-Sahara-Bahn, die notwendig sei, um die französische Position in Afrika zu stärken und zu festigen und die französischen Kolonialbesitzungen wirtschaftlich besser verwerten zu können. Die Sahara ist Mode in Paris, seit Renault und Citroen sie mit

Automobilen durchqueren ließen. Man weist darauf hin, welche gewaltigen Bahnstrecken England in seinen Kolonien und Dominien bereits gebaut hat. 43 000 Kilometer lang sind die Bahnen Kanadas, 40 000 in Indien, 34 000 in Australien und 25 000 in Süd-Afrika. Die französisch-afrikanischen Bahnen besitzen dagegen nur eine Streckenlänge von 8000 Kilometern. Das ist die wirtschaftliche Basis für die ideelle Formel, die Frankreich die Aufgabe zur Wiedereroberung der Sahara für die Menschheit zuschiebt.

Ist die Bahn durch die Sahara möglich? Das ist die große Frage, die heute nicht nur in den Fachzeitschriften, sondern auch in der Tagespresse eifrig diskutiert wird. Die große Mehrheit der Antworten besagt, daß die technischen Möglichkeiten für den Bau der Trans-Sahara-Bahn heute gegeben sind und daß der Bau nicht größere Schwierigkeiten bereiten würde, als der Bau der Trans-Sibirischen Bahn oder der Bahn in Süd-Afrika, die vom Kap nach Elisabethville führt. Das in Frage kommende Terrain ist eben, und etwaige Bodensenkungen können leicht überwunden oder ausgeglichen werden. Der Hauptstreit geht offenbar um die Projekte. Es gibt nicht weniger als sechs verschiedene Streckenobjekte, von denen zwei noch aus der Zeit vor dem Kriege stammen, während die übrigen vier in den letzten Jahren entstanden sind. Da ist das Projekt Berthelot, das von der Grenze Marokkos von Colomb Bechart mitten durch das Herz der Sahara in fast schnurgerader Nordsüdrichtung nach Burem zum nördlichsten Punkt des Nigerlaufes und von dort nach Wagadugu führt. Von dort aus will man dann Anschluß an die bereits im Bau befindliche Bahn suchen, die quer durch die französische Kolonie der Zahnküste zum Hafen Bingerville führt. Das zweite aus dem Jahre 1914 stammende Projekt geht auf den Hauptmann Godefroy zurück. Es beginnt nicht in Marokko, sondern an der Küste von Algier, und führt über Biscra unter Benutzung der bereits bestehenden Bahn, die bis nach Temassin fertiggestellt ist, nach Timassao und von dort ebenfalls nach Burem am Niger. Von den neueren Projekten weicht wesentlich nur das sogenannte Transmauritanische von den Vorkriegsprojekten ab. Diese Linie soll nicht quer durch die Sahara, sondern durch die Küstengebiete führen. Sie folgt zunächst der von Oran kommenden, bereits fertiggestellten Bahnstrecke bis zur marokkanischen Grenze, führt dann quer durch Marokko nach Agadir zur Küste, wendet sich von dort südlich durch Mauritanien zum französischen Senegalgebiet und endet am Kap Verde bei Dakar. Die drei anderen Nachkriegsprojekte von Fontaneilles und Fock und Sabatier sind nur Varianten der Vorkriegsprojekte, wobei das von Sabatier das gradeste und kürzeste ist. Die neuen Projekte sind nur insofern eine Veränderung, als sie von dem nördlichen Punkt des Nigerlaufs aus nicht mehr südwestlich zur Zahnküste führen, sondern sich unter Umgehung des Staates Nigeria nach Osten zum Tschadsee wenden und in das ehemalig deutsche Kolonialgebiet Kamerun führen, das dem französischen Aequatorial-Afrika benachbart ist. Diese Strecken sind um das Doppelte länger als die übrigen Projekte, beweisen aber, daß das Interesse Frankreichs sich heute mehr nach Aequatorial-Afrika verschoben hat, und daß man dort nach der Besitznahme Kameruns den wichtigeren Teil der afrikanischen Besitzungen sieht. Welches dieser Projekte nun zur Ausführung gelangen wird, das wird die französische Kammer noch im Laufe dieses Jahres entscheiden müssen.

Das Skelett am Flügel.

Musiker-Anekdote.

Der Maler Ziem, großer Verehrer Chopins, wollte den Meister mit einem neuen Flügel beschenken. Um ihn zu überraschen, lud er ihn zum Essen ein; mit ihm einige Freunde, darunter den Fürsten Polignac und den Maler Ricard. Unpünktlich wie immer, erschien Chopin erst gegen Abend, nach dem Essen, in tiefer seelischer Depression. Die anderen waren sehr gut aufgelegt und begannen Ulk zu treiben, um Chopin aufzuheitern. Polignac zerrte in groteskem Einfall das Skelett, das Ziem im Atelier stehen hatte, aus seinem Winkel und setzte es unter allerlei Possen schließlich ans Klavier. Er faßte die Hände des Knochenmannes und fuhr damit über die Tasten, bald lauter, bald leiser. Die anderen löschten die Lichter aus und verhielten sich mäuschenstill. Es war eine genialisch-romantische Szene, im Stil der Zeit. Plötzlich hallten durch das Dunkel drei dumpfe Schläge. Ricard hatte grausig scherzend mit dem Fuß an die leere Truhe gepocht, auf der er saß . . .

Alles lachte, Chopin blieb ernst. Er hatte sich in die weiße Sargdecke gehüllt, die auf dem Flügel lag, und nach den drei Schlägen stürzte er ans Klavier, zerrte das Gerippe vom Stuhl und drückte es lang und leidenschaftlich an seine Brust. Dann spielte er. Die anderen merkten zuerst gar nicht, daß nun Chopin am Flügel saß — aber mit einemmal quollen so seltsame Töne in die Totenstille des Ateliers, daß sie erschauerten: eine Musik, schmerzlich, hoffnungslos und entrückt; jeder Akkord eine Klage. Mitten in einem Takt riß das Spiel ab. Die Künstler eilten zum Klavier und hoben Chopin auf: er war ohnmächtig auf den Teppich gesunken . . .

Einige Monate später spielte Chopin zum erstenmal öffentlich seine B-Moll-Sonate. Im dritten Satz erschien jene Improvisation an Ziems Flügel. — Und der erste Tote, der unter den Klängen des Trauermarsches begraben wurde, war Chopin selbst.

(Aus den gesammelten Musikeranekdoten von Ernst Deesey „Die Spieldose", Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.)

„Laß deinem Bräutigam Pfirsiche essen . . ."

„Wenn eine Schöne wissen will, wie es um den Charakter eines Bewerbers bestellt ist, braucht sie nur zu sehen, wie er einen Pfirsich ißt."

Das ist der Rat, den im „Figaro" ein bekannter französischer Schriftsteller den heiratslustigen Damen einmal erteilte.

„Sie müssen zunächst darauf achten," schreibt der freundliche Warner, „wie sich ein junger Mann überhaupt bei Tisch benimmt. Wenn er hastig mit Messer und Gabel hantiert und seinen Braten in großen Bissen hinunterschlingt, so soll man sich vor dem Manne in acht nehmen. Er ist nicht der, der seiner Gattin Liebe und Zärtlichkeit entgegenbringen wird. Wenn er andererseits ohne Interesse für das, was er dem Munde zuführt, ißt, wenn er zehn Minuten nach beendeter Mahlzeit nicht mehr zu sagen weiß, was er gegessen hat, so kann er als Heiratskandidat ebensowenig in Betracht kommen, denn er wird sich um das Aeußere und die Toilette seiner Frau so wenig kümmern wie um das Essen. Ist der Mann ein Freund von Süßigkeiten, so ist er nervös und deshalb nicht zu empfehlen. Die wertvollsten Einblicke in das Innenleben ihres Zukünftigen werden die Damen aber erhalten, wenn sie den Mann beim Nachtisch beobachten. Zeigt er dabei Eile und hastiges Wesen, dann können Sie gut und gern darauf schwören, daß er als Gatte für Sie nicht in Frage kommt. Ißt er den Pfirsich aber langsam und mit zärtlicher Aufmerksamkeit, wie es einem Kenner geziemt, behandelt er ihn mit der Sorgfalt eines Künstlers, zieht er ihm vorsichtig die Haut ab und führt er ihn mit Ehrfurcht zum Munde, dann schwanken Sie nicht, ihm Ihre Hand zu reichen. Sie haben dann alle Aussicht, einen Mustergatten zu erhalten.

Aus aller Welt.

Merkwürdige Flüsse. An der Grenze Chiles und Argentiniens, am Fuße eines Vulkans, entspringt in einem Gelände, aus dem Hunderte von heißen — bis heute noch unerforschten — Heilquellen hervorsprudeln, ein Fluß, der den Namen Rio Agrio, d. h. „saurer Fluß", führt. Diese Bezeichnung trägt er mit vollem Recht, denn das Wasser dieses Flusses schmeckt ausgesprochen sauer. Wie der Forscher Coldiz berichtet, hat es deutlich einen ähnlichen Geschmack wie Zitronensäure. Die Eigentümlichkeit des Wassergeschmacks machen sich nun die Eingeborenen zunutze, indem sie das Wasser des Rio Agrio mit Zucker gemischt als Limonade trinken. Aehnlich wie richtige Zitronenlimonade, soll das Wasser dieses seltsamen Flusses sehr erfrischend wirken und auch der Gesundheit zuträglich sein. Weit von diesem Limonadenfluß, auf der anderen Halbkugel der Erde, fließt in Ostafrika, vom Berge Meru herabkommend, der Fluß Engari Nyuki. Dieser Fluß führt nun ein nicht weniger sonderbares Wasser, denn durch seinen Natrongehalt wie auch durch verschiedene andere Mineralstoffe wirkt sein Genuß auf die Menschen wie der eines ziemlich starken Bitterwassers. Da der Geschmack dieses Wassers seine Wirkung nicht verrät, kommt es oft genug vor, daß es fremden Reisenden, die seine Tücke nicht kennen, recht unangenehme Ueberraschungen bringt, dagegen soll es merkwürdigerweise auf die Eingeborenen und auf die einheimischen Tiere nicht wirken.

Sie wollen zu Hofe. Der englische Hof in London wird demokratisch. Der amerikanische Dollar erobert sich auch das Hofparkett. Man sieht in London nicht mehr so peinlich auf die Ahnenreihe zurück, wenn man bei Hofe verkehren will. Während in früheren Jahren nur drei Empfänge abgehalten wurden, bei denen die Töchter des Landes dem König vorgestellt wurden, wird ihre Zahl in diesem Jahr auf fünf erhöht werden müssen. Im vorigen Jahre wurden höchstens 2000 bis 3000 Damen dem Königspaar präsentiert, jetzt hat das Hofmarschallamt den Kreis der Hoffähigen auffallend erweitert. Man kann mit 5000 Debütantinnen für dieses Jahr rechnen. Unter diesen befinden sich auch die beiden Töchter Chamberlains und Churchills, die beide auf den Namen Diana getauft sind. Amerika ist mit fünfzig jungen Damen bei Hofe vertreten. Ein Großfabrikant aus Chicago, ein Fleischkönig, hat, um seine Tochter in der gehörigen Form einführen zu können, das feudale, neben der deutschen Botschaft gelegene Stadthaus der Familie Curzon für eine Wochenmiete von 220 Pfund gemietet.

Fröhliche Ecke.

Seine Entschuldigung. Dem Angeklagten wird die Anklageschrift vorgelesen, worauf der Richter ihn also anredet: „Sie sind zur Nachtzeit über den Balkon in das Schlafzimmer geklettert, sind an das Bett der 58 Jahre alten Frau Lehmann getreten, und haben ihr einen Kuß gegeben. Haben Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung anzuführen?"

„Jawohl, Herr Richter: meine Blendlaterne war ausgegangen." G. Dr.

Wissenschaftlich ausgedrückt. Der Astronom kommt nach Hause und erwischt seine Frau mit einem Liebhaber.

„Ah", sagt er, „ich habe mir doch gleich gedacht, daß die Zunahme der Sonnenflecken eine Katastrophe zur Folge haben würde." fh.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.